In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 135 | Posen, den 15. Juni 1929 | 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

(32. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Aber wie lange —? Kaum ein paar Monate. Ein paar Wochen. Dann hatte alles nachgelassen, war wieder eingeschlafen, sie hatte es aufgegeben, war nicht mehr nach vorn gekommen, sondern in ihrem Schlafzimmer geblieben, im Bett — aus Angst, einen Schmerzensschrei zu hören, einen Tropfen Blut zu sehen — und war träge geworden, lässig, bequem . . .

Und ihr Mann hatte kein Wörtlein dazu gesagt, war still gewesen, hatte alles ruhig hingenommen . . .

Ach ja — so war's gewesen — genau so. —

Nun sah sie's wohl ein, mußte es einsehen — nun, da es zu spät war . . .

Graue Schatten senkten sich. Die Dämmerung kam. Das Dunkel.

Erika saß still. Still. Unbeweglich. Den Kopf zurückgelehnt. Die Augen groß, offen, im Leeren . . .

Ein leises Klopfen an der Tür. Das Mädchen, das zum Abendbrot rief. Aber sie rührte sich nicht. Sagte Bescheid. Wollte ungestört sein.

Kein Licht. Nein. Das erhellte, belebte. Tat weh, schmerzte. So war's gut. Nichts sehen. Nichts erkennen. Nur denken. Nur fühlen. Das Leid. Den Schmerz . . .

Und draußen Nacht. Dunkle, tiefe, schweigende Nacht. Der ganze Himmel verhängt. Kein Mond. Kein Stern. Nur schwere, schwarze Wolken, die über der Erde lasteten, sich kaum bewegten, langsam müde dahinzogen . . .

Sie erhob sich, streifte ihr Kleid ab, löste ihr Haar, schleppte sich an den Spiegel vorbei, blieb unwillkürlich stehen. War sie das —? Das weiße, wächserne Totengesicht, das ihr entgegenstarrte —? Sah sie so aus —? Kaum wiederzuerkennen —? Hatte sie sich so verändert —? In einem Tage —? In ein paar Stunden —?

Sie suchte ihr Bett auf, legte sich nieder, verkroch sich unter die Decke. Die Augen schließen — Ruhe finden — schlafen — schlafen —! Sie wollte sich zwingen — nicht seitwärts sehen und sah's doch — fühlte es doch — die Leere neben sich — die Einsamkeit — sie allein. Die ganze Nacht. Die lange, lange Nacht . . .

Das zu ertragen —! Nein — nein —. Sie schlug die Decke zurück, stand wieder auf, hockte am Fenster . . .

Was Sibylle glaubte —! Wenn's nicht ging, sollten sie auseinanderbleiben — sich trennen — jeder seine eigenen Wege gehen —! O diese entsetzlichen Worte, die ihr noch in den Ohren klangen — so hart — so grausam —. Sie sich trennen —? Sie von ihm lassen —? Wenn sie das mußte, das überwand sie nicht — überlebte sie nicht — das war ihre letzte Stunde —! War ihr Ende —!

Wie sie ihn liebte — keiner ahnte, wie sie ihn liebte — kein Mensch auf der Welt — aber sie wußte es — jetzt wußte sie es — daß sie ihn nicht vermissen, nicht entbehren konnte in ihrem Sein — daß sie ihn wieder haben mußte — um jeden Preis . . .

„Du hast ihn verloren — du mußt ihn zurückerobern —!"

Aber wie — wie sollte sie das —?

Nicht durch Worte — durch die Tat —!

Ja, die Tat —! Sie wollte alles tun — alles, was man verlangte — was möglich war —! Wenn ihr nur jemand einen Rat gab — ihr den Weg zeigte —

Sie fröstelte, stand wieder auf, ging ruhelos in dem dunklen Zimmer umher.

Da stand sein Bett, unberührt, die Decke zurückgeschlagen. Und da sein Kleiderschrank. Und in der Ecke der kleine Tisch mit ein paar Büchern darauf, die er zuletzt gelesen oder durchblättert hatte. Alles wie sonst, wie er es verlassen hatte.

Sie drehte das Licht auf, trat näher, nahm einen Band nach dem anderen. Und erinnerte sich: dies hatte ihm gefallen und das nicht, hiervon hatte er gesprochen, gestern noch oder vorgestern.

Und zuunterst **sein** Werk. Sie erkannte es gleich. An dem schlichten, grauen Einband mit der schwarzen Aufschrift: „Kuranstalten für den Mittelstand."

Sie nahm es in die Hand, schlug es auf, warf einen Blick hinein, klappte es zu. Sie wollte es lesen — ja, nun wollte sie es lesen . . .



Sie ließ das Licht brennen, legte sich nieder, stützte den Kopf auf und nahm sein Buch vor. Das zog sie an, lockte sie, und das gab sie nicht frei, hielt sie fest bis zum Schluß, bis sie zu Ende war . . .

Hatte ihre Schwägerin zuviel gesagt —? Hatte sie nicht recht? Ja, ja, ein liebes, gutes, schönes Buch. Und der es geschrieben hatte, mußte ein prächtiger, edler Mensch sein. Und wer war das —? Ihr Mann — ihr Mann . . .

Was da stand — der Plan, den er hatte — was er im Sinn hatte — das war ja neu — oder erschien ihr neu, denn sie hatte noch nichts davon gehört, kannte keine derartige Anstalt — und wie manchem war wohl damit gedient, wie vielen geholfen, wenn sie für ein paar Wochen oder ein paar Monate die rechte Erholung fanden und für billiges Geld . . .

Warum war Steffen bei dem Gedanken stehen geblieben —? Warum führte er ihn nicht aus —? Warum baute er nicht selbst diese kleinen einzelnen Häuser —?

Auf ihrem eigenen Grundstück war ja nicht recht Platz, weil ihr Haus mitten drin stand. Aber was ihr Bruder Dietrich hatte und ihre Schwester Berta, die es doch nicht benutzten, die froh waren, wenn sie's los wurden —! War

ihm das gar nicht eingefallen —? Dachte er gar nicht daran —? Oder hatte es andere Gründe —?

Ja, das war's! Er hatte wohl daran gedacht, m u ß t e daran gedacht haben. Aber was dazu gehörte, was nötig war: das Geld, das Geld — das hatte er nicht, das hatte s i e. Und sie darum angehen —? Etwas von ihr annehmen —? Nein, das tat er nicht, das gewann er nicht über sich.

Oh, das hatte sie erfahren müssen, weh und schmerzlich. Sie hatte ihn kennengelernt. Und eine leise Bitterkeit wollte in ihr emporquellen . . .

Aber jetzt wußte sie auch, was sie zu tun hatte, jetzt sah sie's mit einemmal — klar und deutlich — sein Buch hatte ihr den Weg gewiesen, den sie gehen mußte . . .

Sie richtete sich auf, saß gerade in ihrem Bett, legte die Hände ineinander.

Wie hätte doch Sibylle gesagt? Keine Worte, sondern die Tat. Ja, die Tat! Sie wollte sich aufraffen, wollte ihre Scheu überwinden, ihre Scheu vor Welt und Menschen, wollte ihre Kraft erproben. Versuchen zu handeln. Das erstemal in ihrem Leben . . .

Sie stand auf, drehte das Licht ab, schlüpfte wieder ins Bett. Aber sie fühlte sich wie erleichtert, wie befreit — nun, da sie zum Entschluß gekommen war, da sie ein Ziel vor sich hatte — ein festes, bestimmtes Ziel . . .

Sie legte die Arme unter den Kopf, sann und träumte, dachte an die Zukunft, sah sein Werk entstehen, sah es werden und wachsen, bis es dastand, fertig und vollendet, wie er es geplant hatte. Hier und da ein Häuschen — wohnlich, behaglich, mit lichten, luftigen Zimmern — mitten im Wald — im Grünen — mit Lauben und Bänken — Sport-, Spiel- und Turnplätzen —.

Und sah die Menschen, die kamen — Frauen, Männer, Kinder — Müde, Erschöpfte, Abgespannte, Entkräftete, die Stille, Ruhe, Erholung, Auffrischung suchten.

Und sie beide darunter. Ihr Mann und sie. Steffen, der alles anordnete, lenkte, leitete. Und sie an seiner Seite, die nach dem Rechten sah in Haus und Hof, in Küche und Keller. Als ein nützliches, unentbehrliches Wesen. Als seine rechte Hand. Seine getreue Mitarbeiterin.

Ja, so sollte es werden! Mußte es werden! —

Aber sie allein —? Sie wußte ja noch nichts — verstand noch nichts, mußte jemand haben, der ihr zur Seite trat, ihr half. Und das vermochte niemand von ihren Angehörigen und Nächsten. Nicht ihre Mutter, nicht seine Mutter, nicht ihre Geschwister. Nein. Nur jemand aus seinem Kreis, aus seinem Beruf. Von seinen früheren Bekannten. Nur einer. Sein bester Freund, von dem er soviel hielt, dem er blindlings vertraute: Marnitz.

Ja, Marnitz —!

Sie hatte ihn nie recht leiden mögen, immer Mißtrauen gegen ihn gehabt, war voll Eifersucht auf ihn gewesen, weil er ein Lebemann war. Ein Damenfreund. Und hatte es ihn fühlen lassen, daß er immer seltener wurde, sich endlich ganz zurückzog.

Und nun zu ihm kommen —! Ihn um Beistand bitten —! Ein schwerer Gang. Eine Überwindung. Ein Opfer —.

Und wenn er die Achseln zuckte? Bedauerte? Vergeltung übte —?

Nein, das glaubte sie nicht — trotz allem. Und wenn er's tat — was half es —! Dann mußte sie weiter sehen — zu einem anderen gehen — bis sie fand, was sie suchte . . .

Sie wollte nicht nachlassen, das schwur sie sich in dieser Nacht, in dieser Stunde — wollte nicht lange zaudern und schwanken. Wollte gleich beginnen. Gleich ans Werk gehen. Morgen schon. Morgen in aller Frühe.

*

11.

„Noch jemand da, Franz —?"

„Nein, Herr Doktor —"

„Na schön —."

Der kleine Marnitz saß da, bequem in seinem tiefen Schreibtischsessel, die Beine übereinandergeschlagen, griff in die Westentasche, nahm eine Zigarette aus der glatten, goldenen Dose.

Der Diener sprang zu, reichte ihm Feuer.

„Danke." Er tat den ersten Zug, sog den feinen, süßlichen Duft ein, empfand das angenehme Kribbeln im Hals. Gesund war's ja gerade nicht, dies Lungenrauchen, aber ein Hochgenuß, wenn man's entbehren mußte — eine ganze Stunde lang.

Als er die Hand auf die Lehne legte, eben aufstehen wollte, klang noch einmal die Klingel. Leise, kaum hörbar, wie zaghaft.

Und nach einer Weile trat der Diener aus dem Wartezimmer, ging auf ihn zu, in der Hand den silbernen Teller und darauf eine kleine weiße Karte.

„Noch jemand gekommen —?"

„Ja, Herr Doktor —. Eine Dame —"

„So —." Er nahm die Karte, las, stutzte, wandte sich um, las wieder. „Gut. Ich komme gleich —"

„Jawohl, Herr Doktor —!" Die Tür des Wartezimmers öffnete sich, schloß sich.

Marnitz saß da, drehte die Karte noch immer in der Hand, schüttelte den Kopf. Er konnte sich doch nicht irren, konnte doch lesen! Da stand es groß und breit: „Frau Erika Lankow."

War es möglich? Sie kam zu ihm —? Wär' es eine türkische Prinzessin gewesen, eine indische Fürstin, eine Königin aus dem Märchenland — er hätte sich nicht gewundert. Oder nicht s o gewundert.

Aber sie —? Erika Lankow —? Die Frau, die ihm seinen Freund genommen, seinen besten, einzigen Freund —? Die sie beide auseinandergebracht, getrennt hatte —?

Wie lange hatten sie sich nicht gesehen —? Jahrelang. Er wußte die Zeit nicht mehr. Und wer hatte schuld —? Die Frau da drinnen. Da hinter der Tür. Sie allein.

Oh, er hatte sie nicht in guter Erinnerung, nicht in angenehmem Gedächtnis — nein, wahrlich nicht. Und das mußte sie sich selbst sagen, mußte sie fühlen. Wie er sie kannte. —

Und dennoch —? Dennoch suchte sie ihn auf, machte den Weg zu ihm? Leicht war's ihr wohl nicht geworden — nach allem, was voraufgegangen war. Leicht gewiß nicht. Es mußte etwas ganz Besonderes, Außergewöhnliches sein, was sie veranlassen, bewegen konnte — ja, schwerwiegende, geradezu zwingende Gründe mußten es sein —!

Ja, er wollte sehen. Wollte unbefangen tun. Als ob nichts geschehen wäre. Das war das beste. Wie jeder anderen Dame gegenüber.

Er legte seine Zigarette beiseite, erhob sich, öffnete selbst die Tür zum Wartezimmer, warf einen Blick hinein. „Darf ich bitten —?"

Er sah, wie sie sich erhob, nach ihrer Handtasche griff, auf ihn zukam. Und sie erschien ihm seltsam, verändert, fremd. In ihrem Gang, ihren Bewegungen, ihrem Wesen. Hatte etwas Starres, Totes an sich . . .

Und ging dunkel gekleidet. In jenen fließenden langen Gewändern, die er von früher her kannte. Das Gesicht von einem großen, flachen Hut beschattet.



„Guten Tag, Herr Doktor Marnitz —!"

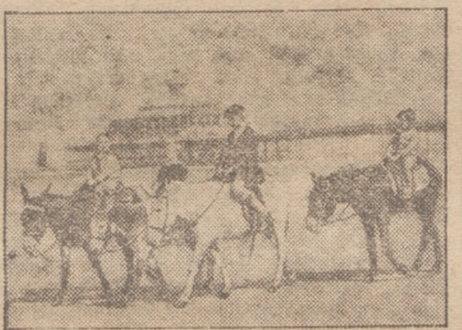
(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft des Kulturfilms.

Leider bringt die Oeffentlichkeit dem Kulturfilm noch zu wenig Interesse entgegen. Zu sehr steht man noch auf dem Standpunkt, daß dieser eine Unterabteilung des Spielfilms darstellt und mehr der Unterhaltung dient als der Instruktion. Diese Einstellung aber dürfte dem Zweck und der Idee des Kulturfilms sehr wenig dienlich sein. Er sieht vielmehr seine Aufgabe darin, im Gegensatz zum Spielfilm, dessen Handlung meistens, so sehr sie auch aus dem Leben gegriffen sein mag, immer etwas „konstruiert" erscheint, die Natur ungeschminkt vor das Objektiv zu bringen. Ist es doch eine alte Erfahrungstatsache, daß dem Menschen die Dinge am besten im Gedächtnis haften bleiben, die er irgendwie einmal mit seinen Augen erschaut hat. Hier eröffnet sich gerade der Schule eine ungeheure Perspektive. Ihr bleibt es vorbehalten, dem Kulturfilm den aussichtsreichen Weg in die Zukunft zu ebnen, der ihm gebührt. Alle medizinisch-hygienischen, alle naturwissenschaftlichen und sportlichen Gebiete spiegeln sich in ihm, so daß er für den Anschauungsunterricht heute gerade unentbehrlich erscheint.

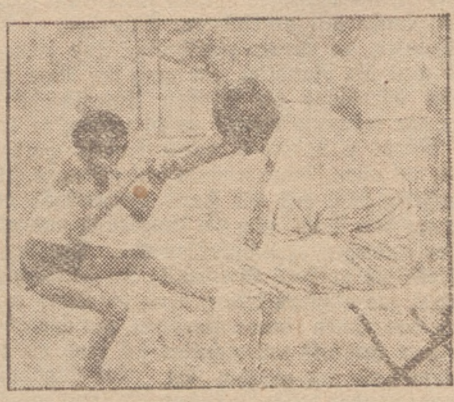
Anläßlich einer Kulturfilm-Vorführung der Ufa in Berlin hielt Direktor Grieving einen Vortrag, in welchem er neue Richtlinien für den Kulturfilm gab. Er führte u. a. aus:

„Wir lesen oft in der Presse, daß der Kulturfilm Rückschritte macht, zum mindesten nicht vorwärtskommt. Das ist in seiner Allgemeinheit sicher unrichtig, zum Teil aber richtig. Es liegt dies im wesentlichen an dem Zweischlager-System, das heute die Theater zu spielen gezwungen sind, und dieses Zweischlager-System hat seinen Grund in der Ueberfüllung des Marktes mit Spielfilmen. Dadurch ist der Theaterbesitzer metermäßig mit seinem Programm so besetzt, daß er für den Kulturfilm keinen Platz mehr hat und sich höchstens auf die 200 Meter beschränkt, die ihm für eine Steuerermäßigung notwendig sind.



„Ferientage an der Nordsee." Vier kühne Reiter am Strand von Scheveningen. Ein Ufa-Kulturfilm. Phot. Ufa.

Was gibt es nun für Mittel und Wege, den Kulturfilm zu fördern? Es ist vorgeschlagen worden, eine staatliche Unterstützung einzuführen. Hiervon bin ich kein Freund, denn ein Unternehmen, das fremder Unterstützung bedarf, findet im Publikum nicht die Resonanz wie solche, die aus eigenen Kräften vorwärtskommen. Der einzige Weg, um den Kulturfilm zu fördern, ist ehrliche und fleißige Arbeit mit dem Willen, gute Filme zu schaffen, denn fleißige und gute Arbeit setzt sich letzten Endes immer durch. Wir machen 70 bis 80 solcher Kulturfilme im Jahr. Das könnte Ihnen als Massenfabrikation erscheinen. Es ist aber nicht der Fall. Allein die Tatsache, daß an vielen dieser Filme sechs bis acht Monate und mehr gearbeitet wurde, mag Ihnen ein Zeichen dafür sein, daß jeder Kulturfilm individuell und mit größter Liebe hergestellt wurde. In Deutschland benötigen wir diese Zahl von Kulturfilmen nicht. Wir brauchen sie aber für das Ausland insbesondere für die Vereinigten Staaten von Amerika, wo nach diesen Filmen eine große Nachfrage besteht. Wir sind der Ansicht, daß eine große Zahl von deutschen Kulturfilmen es nicht nur verdient, in Schulen und Universitäten vorgeführt zu werden, sondern daß sie diesen Anstalten ein ganz ausgezeichnetes Lehrmittel geben, weil die plastische Darstellung besser lehrt als theoretischer Buchunterricht. Auch auf diesem Gebiete vorzudringen ist unser Ziel.



In Licht und Sonne turnen und springen Jungen und Mädel. (System Neumann Neurode) Phot. Ufa.

Die Kulturfilm-Produktion wird bereichert und wird noch vielgestaltiger durch die Neuerscheinung des Tonfilms. Sie wissen, daß wir in Neubabelsberg große Tonfilm-Ateliers bauen. Das erste wird bereits in dieser Woche in Betrieb genommen. Vier andere, die nach den neuesten Erfahrungen ausgebaut sind, werden im Monat Juli in Betrieb genommen. Wir werden in diesen Studios Spielfilme und Kulturfilme drehen. Der Tonfilm schafft uns auch die Möglichkeit, interessantes Filmmaterial vorzuführen, das wegen der Kompliziertheit der hierfür benötigten Titel für die Theatervorführungen nicht geeignet war. Es lassen sich manche Vorgänge, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet, deshalb nicht vorführen, weil sie Titel erfordern würden, die länger wären, als die eigentlichen Photographien."

Ist der Hund klüger als das Pferd?

So werden die Landleute oft von Laienseite gefragt. Sie wissen es dann meist selbst nicht zu sagen, weil sie das Empfinden haben, daß man diese Frage unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten muß. Die beiden Tiere gehören ganz verschiedenen Arten an. Der Hund gehört zu den Raubtieren, das Pferd zu den Pflanzenfressern. Hiernach sind ihnen verschiedene Instinkte gegeben, und nach ihren Instinkten stellen sich alle Tiere auf die Umwelt ein. Ferner hat man bei der obigen Frage das Verhältnis zu dem Menschen noch besonders zu betrachten.

Die Raubtiere leben von den Pflanzenfressern. Deshalb müssen sie diese überlisten, wenn sie sie fangen wollen. Die Instinkte, welche hierzu dienen, müssen also bei dem Raubtier mehr entwickelt sein als bei den Pflanzenfressern. Dazu gehören vor allem Geruchsvermögen und Gehör, während das Auge bei vielen Pflanzenfresserarten — namentlich den hochgestellten, also auch beim Pferd — schärfer ist als beim Raubtier. Ferner muß das Raubtier bei seinem Opfer alle Gewohnheiten kennen und unterscheiden lernen. Dazu muß es Beobachtungsgabe und Urteilsvermögen besitzen. So nur gelangt es zu seiner täglichen Nahrung. Dem Pflanzenfresser wird es weit leichter, diese zu finden; deshalb braucht es seinen Geist nicht so anzustrengen und seine Sinne nicht so sehr zu schärfen. So kann man sagen, daß die Raubtiere in ihren natürlichen geistigen Gaben das Uebergewicht haben. Da die zahmen Tiere die Eigenschaften der wilden noch immer besitzen, wenn auch die wilde Urform eng eingedämmt ist, läßt sich hiernach ableiten, daß auch der zahme Hund klüger ist als das zahme Pferd.

In dem Verhältnis zum Menschen nehmen Hund und Pferd eine ganz verschiedene Stellung ein. Der Hund hat seine volle Freiheit. Er kann sich dem Menschen nähern, wann und wo er will. Seine Anhänglichkeitsbezeugungen sind dem Menschen angenehm. Dafür wird der Hund gestreichelt. Infolgedessen bekommt der Hund ein Zugehörigkeitsgefühl zum Menschen und hat den Trieb, sich den Gewohnheiten des Menschen anzupassen. Recht deutlich tritt das beim Hirtenhund, z. B. beim Schäferhund, in Erscheinung. Er ist jeden Tag und zu jeder Stunde um seinen Herrn. Mit ihm lebt er zusammen, und mit ihm übt er dieselbe Tätigkeit aus. Ist es da ein Wunder, daß er die menschliche Art besser verstehen lernt als andere Tiere und selbst als andere Hunde? Hier haben sich Mensch und Tier verstandesmäßig, ja bei dem regen Gefühlsleben des Hundes kann man sogar sagen, auch seelisch einander genähert. Wie wird demgegenüber das Pferd behandelt? Von Jugend an wird es nur am Zügel geführt und später auch am Zügel gefahren; es muß sein Leben lang

schwere Arbeit leisten und wird dazu mit Peitsche und Scheltworten angetrieben. Nachher wird es in den Stall gebracht, an die Kette gelegt und kann sich nun in der Zeit, wo es Ruhe findet, die vier kahlen Wände ansehen. Seine etwaigen Liebkosungen, die es durch Reiben des Kopfes an der Schulter des Menschen, durch Knabbern und Lecken zu erkennen gibt, sind dem Menschen lästig, und er sucht sie oft durch Püffe und Stöße abzuwehren. Dabei muß schließlich über das Pferd das Gefühl kommen, daß der Mensch keinen Anteil an ihm nimmt. Die Anhänglichkeit des Pferdes kann daher niemals so groß sein wie beim Hund, und es hat daher auch nicht den Trieb, die Gewohnheiten des Menschen zu beobachten und sie sich zu merken.

Unter Umständen kann aber das Pferd klüger erscheinen als der Hund. Auffällig ist namentlich der Ortssinn des Pferdes. Ein Pferd wird eine fremde Hofstelle, auf der man oft eingekehrt ist, nie vergessen. Auch finden die Händlerpferde auf dem Lande mit unfehlbarer Sicherheit in den Dörfern die Gasthäuser, bei denen gewöhnlich Rast gemacht wird. Der Hund geht als Raubtier nur nach der Nase und vermag mit dieser allerdings die feinsten Unterschiede zu machen. Ist aber der bekannte Geruch geschwunden, so versagt der Hund. Würde z. B. die bekannte fremde Hofstelle oder das Gasthaus mit allen Nebengebäuden abgebrannt sein, so kann man gewärtig sein, daß der Hund vorbeiläuft, das Pferd aber prüft mit dem Auge auch die Umgebung und gibt zu erkennen, daß es einbiegen bzw. anhalten will. Wer besitzt nun in solchem Falle die größere Klugheit? In Wirklichkeit ist hier von Klugheit gar nicht zu reden; denn die Tiere handeln einfach nach den ihnen innewohnenden verschiedenen Instinkten. Von dem Instinkt unterscheidet sich noch die besondere Anlage innerhalb der gleichen Art. Der Jagdhund versteht die Spur des Wildes besser zu finden als jeder andere Hund, und sein Sinn ist in der Hauptsache auf die Verfolgung des Wildes gerichtet; alles andere auf der Welt ist für ihn Nebensache.

Wenn nun im allgemeinen der Hund als klüger bezeichnet werden muß als das Pferd, so könnte es bei erster Betrachtung Staunen erregen, daß dressierte Hunde nicht häufiger im Zirkus vorgeführt werden, sondern hier das Pferd und die wilden Tiere den Vorrang haben. Aber der Zirkus sieht großmütig und mit stolzer Erhabenheit davon ab; er hat höhere Aufgaben. Die Hundedressur ist ihm zu leicht; deshalb überläßt er sie den kleinen Schaubudenbesitzern auf den Jahrmärkten. Die anderen Tiere machen größere Schwierigkeiten, und deshalb reizt ihre Dressur das Publikum mehr. Wenn man aber glaubt, daß ein Pferd sich aus sich selbst nach dem Takte der Musik bewegt, so ist man im Irrtum. Das Pferd bewegt sich nur auf die Zeichen seiner Reiterin, die allerdings meist unmerklich sind. Ein so weitgehendes Verständnis für die Musik, daß es die Takte unterscheiden könnte, hat kein Tier. Das Tier merkt sich wohl einige Signale, und unter diesen besonders die Signale zum Füttern und zur Ruhe, anderes aber schwerlich oder gar nicht.

Die großen Tonfilme kommen.

Die tönende Wochenschau. — Kino ohne Orchester.

Der große, wirkliche Tonfilm, so wie er das amerikanische Kino schon seit länger als einem Jahr beherrscht, wird nun bestimmt seinen Einzug halten. Die Vorführung scheiterte bisher zum großen Teil an Patentschwierigkeiten, die endgültig immer noch nicht gelöst sind.

Aber immerhin ist schon ein bedeutsamer Fortschritt erreicht. So ist kürzlich „Der singende Narr" in Berlin zum erstenmal gezeigt worden. Es handelt sich dabei um jenes Bild, das in New York, London und Paris monatelang in ein und demselben Kino auf dem Spielplan stand und dessen Schlager, von Al Jolson gesungen, durch Millionen von Schallplatten der verschiedensten Fabrikate genau so populär geworden ist wie einst das Bananenlied.

Auch ein zweiter großer Tonfilm, „Submarine" wird demnächst vorgeführt werden. Es handelt sich dabei um einen ähnlichen Stoff, wie er in „Rivalen" gezeigt wurde nur daß die entscheidenden Szenen auf einem U-Boot spielen das im Meer versinkt und nicht wieder auftauchen kann.

Während im „Singenden Narr" die Gesangsnummern die Hauptsache sind, bringt „Submarine" in erster Linie die verschiedenen Geräusche, die deswegen das Bild besonders farbig und lebendig machen, weil man die Eisenbahn rattern, die Autos sausen, die U-Bootmaschinen stampfen hört. Es ist selbstverständlich, daß bei beiden Bildern auch die Musikbegleitung durch das Orchester wegfällt, genau so, wie man im Vorprogramm zum ersten Male in Deutschland die tönende Wochenschau sowie ein sprechendes Beiprogramm sehen und hören kann.

Als dritter Tonfilm ist der Film „Weiße Schatten" vorgesehen, ein Südsee-Roman, der nicht nur Sprechszenen enthält, sondern in dem man auch auf Grund von authentischen Aufnahmen Tänze und Musik der Südseeinsulaner kennenlernt.

Jedenfalls ist festzustellen, daß die Ufa-Theater auf diesem neuesten Filmgebiet bahnbrechend wirken. Wie denn überhaupt die Ufa für ihren großen Theaterbesitz sich die ersten Rechte auf die erfolgreichste Tonfilmproduktion der Welt gesichert hat.

Aus aller Welt.

Droht die Sonne zu verlöschen? Eine lächerliche Frage, wird mancher denken, und vertrauensvoll zu dem glühenden Ball emporblicken, der mit seinen Strahlen der Erde Wärme und Leben gibt, heute wie vor Tausenden von Jahren. Aber namhafte Astrophysiker sind anderer Ansicht, und halten das Zusammenschrumpfen der Sonne zu einem bleichen, weißen Zwerg jeden Augenblick für möglich. Ueber die Einzelheiten dieser Theorie, die für uns Menschen von größter Bedeutung ist, unterrichtet ein im Juniheft von Paul Kellers Monatsblättern „Die Bergstadt" (Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, monatl. 1,50 Rm.) erschienener Aufsatz aus der Feder des bekannten Astronomen Dr. H. H. Kritzinger. Daneben enthält dieses reich illustrierte Heft eine Fülle belehrender und unterhaltender Beiträge, von denen wir hier nur nennen: einen Aufsatz über „Blitze" von Dr. O. Prochnow (mit sieben seltenen Aufnahmen), eine Studie über die „Religiöse Dichtung der Gegenwart" von Dr. Martin Rockenbach, den Roman „Anna, das Mädchen aus Dalarne" von Selma Lagerlöf, Jugenderinnerungen von Ernst Zahn, eine heitere Erzählung „Kaltenschnee" von Alfred Bock, eine historische Skizze „Die letzten Tage einer Königin" von Lisbeth Dill und eine von vaterländischem Geist erfüllte Novelle „Tiroler" von Heinz Steguweit. Das ganze Heft ist ein Strauß von Erzählungen, Aufsätzen und Bildern, wie er schöner und bunter für den Tisch des Hauses nicht gedacht werden kann.

Die Erdbeere als Heilmittel. Bekanntlich hat das Verzehren von Erdbeeren bei vielen Personen das Auftreten leichten Nesselausschlags zur Folge; diese Wirkung auf die Haut ist es aber gerade, weshalb man die Erdbeere auch als Heilmittel gegen Hauterkrankungen, besonders gegen Flechten, anwendet. Ihres Eisen-, Kalk- und Natrongehalts wegen werden die Erdbeeren auch gern Blutarmen und Bleichsüchtigen verordnet, wie es denn in der Schweiz sogar eigene Erdbeerkurorte gibt, wo die Beeren besonders reichlich und schmackhaft wachsen. Eine Erdbeerkur ist allerdings nicht immer leicht durchzuführen, da der Patient bis zu drei Pfund Erdbeeren täglich zu sich nehmen soll. Eine bessere Wirksamkeit verspricht die Kur, wenn die Erdbeeren zerstoßen und in Milch gegessen werden. Außerdem sollen Erdbeeren bei Gicht und manchen Nierenbeschwerden gute Dienste leisten, wovon auch einmal Linné, der berühmte Botaniker, berichtete, der einen starken Gichtanfall erfolgreich mit Erdbeeren behandelt hatte. Durch Waschungen mit frisch gepreßtem Erdbeersaft läßt sich endlich auch die vielen Menschen so lästige Nasenröte bekämpfen. Ein gewisser Nährwert liegt in den Kernen der Erdbeere, und zwar insofern, als sie allein dreimal so viel Stickstoff enthalten als das ganze Fruchtfleisch. An Vitaminen enthält die Erdbeere die beiden sehr wichtigen Vitamine A und B, auf denen speziell der Nährstoffwert des frischen Erdbeersaftes beruht.

Mutter und zwei Kinder im Gesamtalter von 235 Jahren an einem Tage gestorben. In dem belgischen Orte Thielvorde-Waas starb in der letzten Maiwoche eine 96 Jahre alte Frau nach kurzer Krankheit. Eine Stunde später folgte ihr im Tode ihr 75 Jahre alter Sohn und noch an demselben Tage eine 74 Jahre alte Tochter. Mutter, Sohn und Tochter wohnten zusammen und waren sich einander sehr zugetan.

Fröhliche Ecke.

Amerikanisch. Ein amerikanischer Farmerssohn hatte sich mit einem Landmädchen verlobt. Im Begriff abzureisen, um sie zu besuchen, nimmt ihn sein Vater beiseite. „Mein Sohn," begann er, „du weißt, daß mir dein Wohl am Herzen liegt. Du sollst eine gute Heirat machen, deshalb mußt du die Sache geschäftsmäßig auffassen. Der Brautvater muß eine gute Mitgift bar auszahlen. Wenn er ein ehrlicher Mann ist, muß er 20 000 Dollar geben, ist er bankerott, dann 30 000. Und ist er, was wir nicht hoffen wollen, im Gefängnis, dann mußt du mindestens 40 000 Dollar fordern!"

Mit kindlichem Respekt für des alten Mannes Vorschläge reiste der Sohn ab. Am nächsten Tage telegraphierte er seinem Vater:

„Er ist vor sechs Jahren gehängt worden. Welche Summe würdest du nun vorschlagen?"